

sei weder originell noch aszetisch, sondern nur eine Wiederholung der damaligen schulmäßigen Definition: by the (university) textbooks. Š e v č e n k o kennt meine diesbezügliche Abhandlung in den Acta Acad. Velehradensis 1941, 200—214, beachtet jedoch nur einige aus dem Zusammenhang herausgerissene Stellen, wie er auch die angeblich maßgebende Definition der Philosophie aus dem Kontext der VC 4 herausgerissen hat, ohne Berücksichtigung des Zusammenhanges mit dem 3. und insbesondere 4. und 9. Kap. der VC, wo die Philosophie innerlich und wesentlich mit den *prěděd'nie č'sti* verknüpft wird. Diese „honores praeaviti“ waren bis 1935 allen Slawisten unbegreiflich; erst damals habe ich diese Stelle entziffert und in diesem Zusammenhang endgültig die Originalität und den aszetischen Sinn der Philosophie Konstantins dargetan. Die führenden Slawisten haben diese Erklärung bestätigt. J. Š e v č e n k o hat jedoch diesen Zusammenhang gar nicht beachtet. Die Frage habe ich in Or. Chr. Per. 1957. S. 415 näher beleuchtet.

## Die iranische Anāhitā im Münchener serbischen Psalter

Von HELMUT HUMBACH (Saarbrücken)

In seiner eben erschienenen Studie Zur Ikonographie der Göttin Ardvi Sura Anahita behandelt Lars-Ivar R i n g b o m neben iranischen Darstellungen der bereits dem jungawestischen Pantheon angehörigen Quellgöttin auch die unten im Text abgebildete Miniatur aus dem Münchener serbischen Psalter<sup>1)</sup> (Abb. 1). Sie stellt den Garten Eden mit Paradiesberg und Paradiesflüssen dar. Die weibliche Person in der Mitte ist dem Psalmentext nach als Γῆ verstanden. Sie zeigt Verwandtschaft mit hellenistischen Τύχη-Darstellungen. Wichtige ikonographische Gesichtspunkte weisen jedoch auf die iranische Anāhitā, sodaß Ringbom vermutet, der Miniaturenmalers habe die Gestalt dieser Göttin entliehen, um die Γῆ-Τύχη am Quellstrom Edens zu personifizieren.

R i n g b o m s These steht und fällt mit dem Nachweis, daß „die eigentümliche Topographie, die die Miniatur andeutet, ein ovales Bergplateau mit einem Quellsee, von scharfen Strandrändern umsäumt“, mit einem Vorbild in der Landschaft Irans identisch ist, wirkt

<sup>1)</sup> Lars-Ivar R i n g b o m, Zur Ikonographie der Göttin Ardvi Sura Anahita, Acta Academiae Aboensis, Humaniora XXIII 2 (Abo 1957) 9 ff. Hiernach die Abbildung der Miniatur im Text.

sie doch, wie Ringbom mit gutem Recht sagt, „nicht etwa fiktiv, nur zusammenphantasiert, sondern eher wie die Erinnerung an eine wirkliche, ungefähr so aussehende Naturformation“. Nicht sehr gerecht wird diesen Umständen allerdings die Annahme Ringboms,



Abb. 1 Die Psalterminiatur nach Ringbom

der See der Miniatur sei ein Abbild des Quellsees auf dem Takht-i Suleiman im nordwestiranischen Bergland. Der Quellsee auf dem Takht-i Suleiman hat zwar sogar heute noch Abflüsse, er ist aber von ovaler Form, zeigt also in seinen Umrissen nicht die geringste Ähnlichkeit. Man wird sich also nach anderen Möglichkeiten umsehen müssen.

Die, soweit ich sehe, einzige mögliche Lösung des topographischen Problems hat Ringbom wohl deshalb nicht aufgezeigt, weil

er sich zu sehr an die Vorstellung der Miniatur von einem Quellsee mit einer Anzahl von Abflüssen gebunden glaubte. Löst man sich von dieser Vorstellung, so ist eine Ähnlichkeit des Sees der Miniatur mit den Gewässern von Seistān unverkennbar, mit den Gewässern der Landschaft also, die im Altertum den Namen ‚Seeland‘ (gr. *Δραγγιανή*, *Zραγγιανή* zu ap. *drayah*, aw. *zrayah* „See, Meer, Ozean“) trug. Die heutigen Verhältnisse zeigt die beigefügte Skizze mit dem Fluß Hilmend, dem See Hāmūn-i Hilmend sowie dem größtenteils ausgetrockneten Fluß Shela und dem zu einem Salzsumpf verdorrtten Shela Hāmūn<sup>2)</sup> (Abb. 2).



Abb. 2 Das heutige Bild der Gewässer von Seistān nach Sven Hedin

<sup>2)</sup> Nach Sven Hedin, *Zu Land nach Indien* (Leipzig 1910) Karte I.

Beachtet man die katastrophale Austrocknung, die den Hāmūn-see im Laufe der Geschichte ergriffen hat, und deren letzte Phase beinahe noch die Menschen unserer Zeit mitverfolgen konnten<sup>3)</sup>, so kann man mit einiger Sicherheit annehmen, daß die Ränder des Hāmūn-i Hilmend und des Shela Hāmūn in alter Zeit wesentlich näher aneinander reichten als sie das heute tun, ja, daß beide Seen wenigstens in der wasserreichen Jahreszeit ineinander übergehen konnten<sup>4)</sup>. Wenn der See der Miniatur keine Taille an entsprechender Stelle zeigt, so ist das also kein Grund gegen seinen Vergleich mit dem Rezipienten des Hilmendsystems. Recht gut zu den tatsächlichen Zuständen stimmt übrigens der Schlauch, der die Halbinsel auf dem Bilde mit dem Festlande zu verbinden scheint. Er spiegelt die Enge zwischen dem Shela Hāmūn und dem Fluß Hilmend wieder, der offensichtlich durch den oberen, nach unten weisenden der beiden Seeausläufer dargestellt wird. Von besonderem Interesse ist dabei, daß sich die Hilmendmündung im Laufe der Geschichte öfters verschoben hat. An ihrer heutigen Stelle befindet sie sich erst seit dem Mittelalter, in arsakidischer Zeit aber lag sie weiter im Osten, also gerade an der Stelle, an der sie die Miniatur zeichnet<sup>5)</sup>.

Die vier Abflüsse des Paradiesesee der Miniatur sind nicht nach unten gerichtet, wie man an sich erwarten möchte, sondern nach oben. Diese ikonographische Merkwürdigkeit sollte wohl nicht übersehen werden, denn sie weist darauf hin, daß das Vorbild der Miniatur sie gar nicht als Abflüsse gesehen hat, sondern als Zuflüsse des Hāmūn-sees.

Die Umdeutung der vier nördlichen Zuflüsse zu Abflüssen ist durch die Auslegung im Sinne der Genesis geboten. Mehr noch als sie ist aber die Darstellung des von den Gewässern eingeschlossenen Gebiets als Tafelberg mit so auffallend scharfen Hängen künstlerischer Freiheit zu verdanken. Sie stimmt nicht zur Gestalt des Innenlandes in der Natur, hat aber doch ein reales Vorbild. Die Formation

<sup>3)</sup> Sven Hedin a.a.O. II 339 f., 347 und besonders 352 f. Zeitweise trocknet auch der Hāmūn-i Hilmend völlig aus, vgl. dazu Gabriel, Die Erforschung Persiens (Wien 1952) 230. Auf das Werk von Gabriel hat mich Carl Rathjens freundlicherweise aufmerksam gemacht.

<sup>4)</sup> Die von Sir Aurel Stein, Innermost Asia II 972 ff. gefundene und auf den Beginn unserer Zeitrechnung datierte Grenzbefestigung, die sich vom Südrand des Hāmūn-i Hilmend zum Shela Hāmūn hinzieht, entspricht doch wohl nicht dem höchsten, sondern dem niedrigsten jahreszeitlichen Wasserstand der damaligen Epoche.

<sup>5)</sup> Gabriel a.a.O. 230.

entspricht der des wichtigsten Punktes dieses Gebiets, einer bedeutenden archäologischen Fundstätte zoroastrischer Herkunft aus der Zeit um 100 v. Chr., die heute noch von zoroastrischen Pilgern besucht wird. Ich meine den im Osten des Beckens des Hāmūn-i Hilmend emporragenden Kuh-i Khvāja, „that strange and deeply impressive rock, the only eminence in the immense plain“, wie ihn Herzfeld nennt<sup>6)</sup>, dessen photographische Abbildungen die Ähnlichkeit, wie mir scheint, eindrucksvoll erkennen lassen<sup>7)</sup>.

In dem einstmals blühenden Land am Hāmūnsee, dem heiligen See Kāsaoya des Awesta, hat die Anāhitāverehrung sicher eine bedeutende Rolle gespielt. Nach zoroastrischer Auffassung wird der Same des Zarathustra im Hāmūnsee für den Tag aufbewahrt, an dem ihn eine Jungfrau beim Baden an dessen Ostufer empfangen wird, um der Welt den Saošyant, den iranischen Messias zu gebären. In den Hāmūnsee gebracht ist aber Zarathustras Same von der Göttin Arədvī Sūrā Anāhitā, die hier makrokosmisch mit dem gewaltigen Hilmend gleichgesetzt werden kann oder mikrokosmisch mit einer heiligen Quelle, die man am Kuh-i Khwāja suchen wird. Die Identifikation mit dem Hilmend liegt dem Awesta nach nahe<sup>8)</sup>, aber auch die mikrokosmische Auslegung kommt gleichwertig und ohne die makrokosmische auszuschließen in Frage. Daß sich am Kuh-i Khwāja tatsächlich ein Quellenheiligtum der Anāhitā befunden hat, geht aus der Schilderung hervor, die das Opus imperfectum in Matthaëum Hom. II 2,2 von dem bei ihm Mons Victoralis genannten Berg gibt, auf dem nach ihm den Magiern des Evangeliums bei ihrer Ausschau nach dem die Geburt des iranischen Messias kündenden Stern der Stern von Bethlehem erschienen ist<sup>9)</sup>. Die Örtlichkeit ist für ein solches Heiligtum wie geschaffen. Sie zeichnet sich durch Haine, zahlreiche Quellen und eine bedeutsame Grotte aus:

<sup>6)</sup> Herzfeld, *Iran in the Ancient East* (London 1941) 291.

<sup>7)</sup> Herzfeld a.a.O. Taf. 96, noch besser *Archaeological History of Iran* (London 1953) Taf. 7. Der Kuh-i Khwāja war früher vom Wasser umschlossen. So fand ihn noch Conolly, der als erster Europäer der Neuzeit im J. 1840 zum Hāmūnsee vorstoßen konnte, vgl. Gabriel a.a.O. 180.

<sup>8)</sup> Als riesiger Fluß erscheint Arədvī Sūrā Anāhitā in Yt. 5. 3, wo sie als Zufluß des sagenhaften Sees Vourukaša dargestellt wird, den Christensen, Les Kayanides 22 f. mit von Späteren nicht hinreichend beachtet, aber gewichtigen Gründen als mit dem See Kāsaoya, dem Hāmūnsee, gleich betrachtet hat.

<sup>9)</sup> So die Deutung von Herzfeld, z. B. *Archaeological History of Iran* 59 ff., und Messina, *I magi a Betlemme e una predizione di Zoroastro* (Rom 1933) 82 f.

Audivi aliquos referentes de quadam scriptura, etsi non certa, tamen non destruente fidem, sed potius delectante, quoniam erat quaedam gens sita in ipso principio Orientis iuxta Oceanum<sup>9)</sup>, apud quos ferebatur quaedam scriptura, inscripta nomine Seth, de apparitura hac stella . . . , quae per generationes studiosorum hominum, patribus referentibus filiis suis, habebatur deducta<sup>10)</sup>. Itaque elegerunt seipsos duodecim<sup>11)</sup> quidam . . . Dicebantur autem Magi lingua eorum . . . Hi ergo per singulos annos post messem trituratoriam ascendebant in montem aliquem positum ibi, qui vocabatur lingua eorum Mons Victoralis, habens in se quandam speluncam in saxo, fontibus et electis arboribus amoenissimus . . .<sup>12)</sup>.

Mag der Münchener serbische Psalter auch erst um 1500 geschrieben sein, so läßt sein Entstehungsort, das Kloster Chilandari am Athos, doch die Möglichkeit offen, daß seinen Miniaturen sehr viel ältere und weit hergebrachte Vorbilder zugrundeliegen. Dazu zeigt uns das eben zitierte Opus imperfectum, daß Kenntnis der Verhältnisse am Hämünsee im Balkanraum sogar weiter verbreitet gewesen sein kann, und löst die Psalterminiatur aus ihrer chronologischen und geographischen Isoliertheit. Entstanden ist das Opus imperfectum um 400 im Bereiche der politischen Diözese Thrazien, vielleicht in dem zu ihr gehörigen Konstantinopel, jedenfalls aber in einem Gebiet, das östlich orientiert war<sup>13)</sup>. Gleich unserer Paradiesesdarstellung bezeugt es in dem fraglichen Passus eine Kombination von christlichem und zoroastrischem Gedankengut, wie sie wohl ein Gebot der Zeit für das im 4. Jh. auf zoroastrischem Boden bedrängte iranische Christentum gewesen ist. Merkwürdig ist freilich, daß uns diese Kombination auf dem Balkanraum in zwei voneinander unabhängigen Zeugnissen widergespiegelt entgegentritt, und es drängt sich die Frage auf, ob das wirklich nur Zufall ist.

<sup>10)</sup> Die scriptura inscripta nomine Seth ist nichts anderes als eine Awesta-tradition, wird doch der Prophet Seth weithin mit Zarathustra gleichgesetzt, vgl. B o u s s e t, Pauly-Wissowa VII 1539 f.

<sup>11)</sup> Die Zwölfzahl erweist syrische Quellen als Zwischenglied, vgl. B i d e z - C u m o n t, Les Mages Hellénisés (Paris 1938) I 47.

<sup>12)</sup> Vollständiger Text bei Migne, Patrologia Graeca LVI 637, sowie bei B i d e z - C u m o n t a.a.O. II 118 ff.

<sup>13)</sup> B a r d e n h e w e r, Geschichte der altkirchlichen Literatur II 597.